

Grenzen der Literatur

Zu Begriff und Phänomen des Literarischen

Herausgegeben
von

Simone Winko

Fotis Jannidis

Gerhard Lauer

Sonderdruck

Walter de Gruyter · Berlin · New York

KARL EIBL

Fiktionalität – bioanthropologisch

»Fictio, eine Erdicht-Einbildung, ist *in Jure*, wenn etwas vorgestellt wird, als wenn es wahr wäre, da es doch nicht ist.«¹ Damit kommt man durch, nicht nur *in Jure*, sondern auch im gemeinen Leben und auf weite Strecken sogar in der Literaturwissenschaft.

Trotzdem gerät die Grundsatzdiskussion über Fiktionalität immer wieder in Widersprüche und Sackgassen.² Weshalb? Ich äußere vorweg die Vermutung, dass hier eine oder mehrere Sprachfallen wirksam sind, die letztlich anthropologische Wurzeln haben: Wir behandeln die Ergebnisse von Abstraktionen, die wir zu instrumentellen Zwecken vorgenommen haben, wie Dinge, die an und für sich bestehen, und wundern uns dann, dass sie bei näherem Gebrauch nicht Stand halten. Mit Wörtern wie »fiktiv« (oder »fingiert) oder »Fiktion« kommen wir noch ganz gut zurecht. Wenn wir aber über »das Fiktive« zu sprechen versuchen, schiebt sich schnell die Vorstellung einer Substanz ins Denken. Ähnlich verdächtig ist die Wortbildung »Fiktionalität«. Das Wort gehört in die Klasse der substantivierten Adjektive, die ihrerseits von einem Substantiv abgeleitet sind, wie: Hundartigkeit, Eisernheit, das Dramatische oder die Wissenschaftlichkeit. Die Wortbildung durchläuft dabei zwei Abstraktionsschritte, von einem relativ konsensuell identifizierbaren Referenzobjekt (Hund) über dessen wesentliche Eigenschaft (hundartig) zu einer Substanz, deren Exemplar diese Eigenschaft ist (Hundartigkeit). Solche Wortbildungen können praktische Hilfsmittel sein, wenn man sie mit nominalistischem Bewusstsein verwendet, aber sie führen unweigerlich in die Welt der Metaphysik und ihre Aporien, wenn man sie substantialistisch gebraucht und z.B. sucht, wo in der Welt ein Ding »Fiktionalität« aufzufinden sei: im Reich der platonischen Ideen natürlich. Nicht viel anders steht es um »das Fiktive«.

1 [Zedler]: Universal-Lexicon. Bd. 9, S. 810.

2 Ich verweise hier generell auf den gründlichen Überblick von Zipfel: Fiktion.

Das gilt nicht minder für die andere grundlegende Bestimmung des Zedler, für das Wörtchen ›wahr‹. Die meisten Probleme mit der Fiktionalität sind vielleicht darauf zurückzuführen, dass man sich mit dem Begriff der Wahrheit mehr Probleme macht als notwendig und nicht nach der Wahrheit von Sätzen fragt, sondern nach einer dahinter liegenden Wahrheitlichkeit. Ob eine Behauptung oder Abbildung wahr/zutreffend oder falsch sei, ist zwar manchmal schwer zu entscheiden, aber in der Regel nur deshalb, weil unser Wissen dafür nicht ausreicht. Man sieht dann entweder selbst nach oder man prüft, ob sie mit den bisherigen bewährten Überzeugungen übereinstimmt, oder man fragt einen Experten. Wenn man allerdings abstrahiert und der Abstraktion Dingcharakter verleiht, d.h. fragt, was ›Wahrheit‹ sei und wo sie wohnt, zieht Unheil auf. Ich will mich aber nicht damit begnügen, die Probleme mit der Fiktionalität zu Scheinproblemen zu erklären. Auch Scheinprobleme haben reale Ursachen und Folgen.

Um Fiktionalität als anthropologische Basis-Disposition herauszuarbeiten, werde ich ansetzen bei den (1.) philosophischen Wahrheitsbegriffen, werde diese sodann (2.) bioanthropologisch rekonstruieren, (3.) die philosophische und evolutionär-psychologische Einführung des Konzepts der Metainformation skizzieren und schließlich darauf aufbauend (4.) den evolutionär-psychologischen Begriff der Fiktion vorstellen.

1. Philosophische ›Wahrheitstheorien‹

Ich beginne mit den so genannten Wahrheitstheorien. Schon die Bezeichnung ist auf typische Weise problematisch. Denn ebenso gut, vielleicht besser, könnte man von ›Wahrheitsdefinitionen‹ sprechen. Die Wahrheit wäre dann als Eigenschaft einer Aussage zu fassen, und die entsprechende Definition würde festlegen, wie wir diese Eigenschaft näher bestimmen. Eine Wahrheitstheorie aber kann auch sagen, was das ›Wesen‹ der Wahrheit ist. In der idealistischen Tradition gibt es da keinen Unterschied, denn im einen wie im anderen Falle wird nicht aus der Empirie geurteilt, sondern aus dem Zusammenspiel von Begriffen, möglichst solchen, die als ›unhintergebar‹ gelten. – Wie es sich gehört, gibt es drei ›Wahrheitstheorien‹ (und noch ein paar Unter- und Nebentheorien, von denen zwei, die Redundanztheorie und die instrumentalistische Theorie, später noch herangezogen werden).³

3 Es handelt sich um die Rekapitulation von philosophischem Einführungswissen, deshalb verzichte ich hier auf ausführliche Literaturangaben. Die älteren Positionen – noch nicht Habermas oder Derrida – findet man in Skirbekk: Wahrheitstheorien.

Als erste ist die Korrespondenztheorie zu nennen, weil sie die älteste und in der Lebenspraxis verbreitetste ist. Sie besagt, dass eine Aussage dann wahr ist, wenn sie mit den Tatsachen übereinstimmt. So ähnlich hatte das schon Aristoteles formuliert, ebenso Thomas von Aquin und last but not least meine Eltern. Die Aussage »Der Schnee ist weiß ist genau dann wahr, wenn der Schnee weiß ist.«⁴ Gegen diese Auffassung gibt es eine Reihe von Einwänden. Der meines Erachtens interessanteste besagt, dass Aussagen immer nur mit anderen Aussagen verglichen werden können, nicht aber mit Tatsachen, weil diese (wenn es sie überhaupt gibt – na gut!) nicht zum System Sprache gehören. Man könne die Aussage »Der Schnee ist weiß« nur mit einer anderen Aussage konfrontieren, also z.B. »Der Schnee ist schwarz«, nicht aber mit einer sprachunabhängigen Erfahrung, die den Schnee als schwarz auswies. Diese Behauptung widerspricht zwar aller lebenspraktischen Intuition, nach der die Aussage »Die Herdplatte ist kalt« schlüssig durch das sprachlose Anfassen der heißen Herdplatte geprüft und widerlegt werden kann. Sie weist aber immerhin darauf hin, dass hier ein Problem liegt, zumindest für einige Philosophen.

Jedenfalls führt diese Argumentation hinüber zum zweiten Wahrheitsbegriff, zur Kohärenztheorie der Wahrheit: Wahrheit besteht nicht in einer Entsprechung von Aussagen und Tatsachen, sondern in der Verträglichkeit von Aussagen mit anderen Aussagen. (Die Frage, ob man hier besser von Kohärenz oder von Konsistenz spricht, lasse ich beiseite.) Auch dafür gibt es gewichtige Belege aus unserem Alltag. Allerdings gibt es da eine Asymmetrie: Man wird Äußerungen, die logische Fehler aufweisen, nicht als »wahr« akzeptieren. Ob man allerdings Äußerungen schon deshalb als »wahr« einstuft, weil sie kohärent oder konsistent sind, hängt von zusätzlichen Voraussetzungen ab. Wenn man zum Beispiel den Hegelschen Lapidarsatz voraussetzt »Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig«,⁵ dann kann man diese Auffassung durchaus mit einiger Konsequenz vertreten: Eine »Wirklichkeit, die nicht kohärent (»vernünftig«) ist, wäre demnach bloßer Schein; da hat dann das berühmte Hegel-Diktum »Umso schlimmer für die Tatsachen« durchaus Sinn. Es ist ja die Kernüberzeugung aller idealistischen Auffassungen (und in diesem Sinne wird im Weiteren die Marke »Idealismus« gebraucht), dass das erkennende Subjekt über ein verlässliches Vor-Wissen verfügt, das nur begrifflich ausgewickelt werden muss, während die Tatsachen bestenfalls als Katalysatoren oder veranschaulichende Beispiele taugen. Aber das heißt auch: Die Kohärenztheorie ist nur tragfähig auf der Basis eines festen

4 Nach wie vor als herausgehobene Referenz für die Explikation der Korrespondenztheorie gilt Tarski: Wahrheit.

5 Hegel: Grundlinien, S. 55 (Vorrede).

Glaubens an diese *a priori*-Richtigkeit der menschlichen Vernunft. Ohne diesen Glauben gilt das Bertrand Russell zugeschriebene Diktum: »Eine inkonsistente Theorie kann nicht ganz richtig, aber eine konsistente Philosophie kann sehr wohl völlig falsch sein.«

Der dritte Kandidat ist die Konsensstheorie der Wahrheit: Als wahr ist eine Aussage dann einzustufen, wenn ihr alle relevanten Gesprächsteilnehmer zustimmen. Diese Auffassung nimmt die Kritik an den anderen beiden auf und verlegt die Begründungsbasis ins Soziale. Auch für diese Auffassung lässt sich einiges anführen. Nicht nur religiöse Wahrheiten werden auf das von der Gemeinde geteilte Vertrauen in bestimmte Autoritäten begründet, sondern auch Wissenschaften konstituieren sich durch Traditionen und kritischen Austausch in einer Forschergemeinschaft, vom traditionsgeleiteten, konsensgesteuerten Alltagshandeln ganz abgesehen. Selbst der demokratische Brauch, Entscheidungen durch Abstimmungen herbeizuführen, gehört in diesen Zusammenhang. Die Geschichte ist freilich auch voll von Unsinn, der auf Konsens beruhte. Deshalb müssen Vertreter der Konsensstheorie – wie z.B. Habermas – eine *ideale* Sprechsituation bemühen, in der keineswegs jeder vor sich hinplappern darf, sondern nur die relevanten oder kompetenten Gesprächsteilnehmer – die natürlich auch darüber entscheiden, wer relevant und kompetent ist ...

Das Instrumentarium dieser »Theorien« ist das reflexionswissenschaftliche der Begründungsphilosophie mit den traditionellen Fragen nach der apriorischen »Bedingung der Möglichkeit von« und/oder dem »Wesen von«. Ich will diese Fragestellung umbiegen ins Realwissenschaftliche, d.h. in den Rahmen einer empirisch-anthropologischen Fragestellung (aus der idealistischen »Theorie« eine empirische Theorie machen). Es geht dann nicht mehr um Wahrheit, sondern darum, weshalb etwas für wahr gehalten wird (auch wenn es vielleicht ganz falsch ist), also um Plausibilität (Wahrscheinlichkeit im Sinne von *verisimilitudo*) und um deren *Ursachen*. Konsens *und* Kohärenz *und* Korrespondenz bezeichnen dann Bedingungen, unter denen uns eine Aussage oder Auffassung plausibel erscheint. Wenn offenkundig ist, dass eine Aussage nur den Tatsachen entspricht oder nur mit anderen Aussagen zusammenpasst oder nur von anderen geteilt wird, haben wir ein Problem.

2. Bioanthropologische Rekonstruktion: Instrumentalismus und Panlinguismus

Zur näheren Erläuterung ist noch eine weitere Wahrheitskonzeption einzuführen, die im philosophischen Milieu etwas scheidel angesehen wird:

Instrumentalismus (lat.), philosoph. Anschauung (J. Dewey), nach der die menschl. Intelligenz nur Instrument der Anpassung an die Realitäten ist. Die Gedanken, Vorstellungen u.a. unterscheiden sich nur nach ihrer entsprechenden Brauchbarkeit.⁶

So steht es in einem der zahlreichen Philosophischen Wörterbücher, die das Internet besiedeln. Hinzuweisen ist bei dieser Definition zunächst auf das zweimalige Erscheinen des Wörtchens »nur: *nur* Instrument, *nur* nach ihrer entsprechenden Brauchbarkeit. Damit ist diese »philosoph. Anschauung« überreich als defizitär gekennzeichnet. Ich will sogar noch weiter gehen: Es ist gar keine »philosoph. Anschauung«, sondern eine kognitionsbiologische Hypothese, die auch den Wahrheitsbegriff und damit den Fiktionsbegriff einem empirischen, realwissenschaftlichen Zugriff darbietet.

Dieser Instrumentalismus gehört zu den ersten großen intellektuellen Erschütterungen der geistigen Welt durch den Darwinismus. Er ist in Deutschland dann bald wieder durch die geisteswissenschaftlichen Gegenströmungen zurückgedrängt worden, hatte aber in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einige Bedeutung. Schon hier gab es Tendenzen zu einer Art Panlinguismus und Panfiktionalismus, der beim instrumentellen Charakter unserer Kognitionen und insbesondere beim weltkonstituierenden Charakter der Sprache ansetzte. Es gibt da eine recht breite Strömung von Ernst Mach,⁷ der mit seinem Begriff der Denkökonomie eine frühe instrumentalistische Denkposition einnahm und ganz folgerichtig auf den Fiktionscharakter unserer Wirklichkeitsbilder stieß, über Fritz Mauthner, der die Sprache als brauchbares Werkzeug fürs »irdische Wirtshaus« klassifizierte, das aber zum irreführenden Marterinstrument wird, wenn man Wahrheit von ihr erwartet, bis zu Hans Vaihinger, der ein ganzes System des Fiktionalismus entwarf. Mauthner wie Nietzsche blieben letztlich in der theatralischen Schreckensstellung der enttäuschten Idealisten befangen, die immer wieder von neuem in dieselben Klagen oder Befreiungsschreie ausbrechen: Klagen darüber, dass all unsere scheinbar eingeborenen

6 Außer Deweys »Instrumentalismus« wäre natürlich William James' »Pragmatismus« zu nennen. Nicht untypisch ist, dass im deutschen geistigen Milieu immer Charles Sanders Peirce als Exponent des Pragmatismus gilt, aber fast nur als Zeichentheoretiker und Logiker rezipiert wird. Ein zustimmendes Peirce-Referat bei James: Pragmatismus, S. 28, mag die Last einer Definition übernehmen: »Peirce weist darauf hin, dass unsere Überzeugungen tatsächlich Regeln für unser Handeln sind, und sagt dann, dass wir, um den Sinn eines Gedankens herauszubekommen, nichts anderes tun müssen, als die Handlungsweise bestimmen, die dieser Gedanke hervorzurufen geeignet ist.« Einen Einblick in gegenwärtige »kontinentale« Diskussionen des Pragmatismus gibt Sandbothe: Pragmatismus. Bei der Lektüre hat man zuweilen den Eindruck, dass die Pragmatisten verkappte oder heruntergekommene Kantianer oder Hegelianer waren ...

7 Mach: Analyse.

Ideen nur Produkte der Sprache sind, und Befreiungsschreie, weil auf diese Weise der alte Gott und seine Zersetzungsprodukte erledigt schienen. Die fetzigsten Formulierungen für diesen manisch-depressiven Zustand hat Friedrich Nietzsche gefunden, der deshalb bis in die Gegenwart als Zitatsteinbruch für professionelle Entlarver dienen kann.⁸

Was von der darwinistischen Erschütterung an ideengeschichtlicher Breitenwirkung immerhin blieb, war eine erhöhte, kritische Aufmerksamkeit auf die Sprache (der »*linguistic turn*« liegt um 1880-1900). Dominierend blieb dabei aber die idealistische Grundhaltung. Der letzte Versuch, die Tendenzen des 19. Jahrhunderts auf der Basis der biologischen Verhaltensforschung wieder aufzunehmen, die »Evolutionäre Erkenntnistheorie« der 1970er und 1980er Jahre, wagte sich unseligerweise an die Bastionen der Transzendentalphilosophie und wurde bald von deren Sperrfeuer niedergemäht. – Man kann zwei Varianten der philosophischen Verarbeitung des »*linguistic turn*« identifizieren, die sich letztlich nur durch das Ausmaß ihres Festhaltens an alten idealistischen Positionen unterscheiden. Die erste könnte man als heroischen Idealismus bezeichnen. Sie hat Nietzsche als einen ihrer Hausgötter gewählt, Mauthner gehört in die Tradition, und in der Gegenwart ist sie vertreten durch Derrida und seine Jünger und Jüngerinnen. Ihre Vertreter halten weiterhin fest an einem emphatischen Wahrheitsbegriff, sehen den Zugang zur Wahrheit aber verstellt durch die (logozentrische, penisförmige) Sprache und versuchen nun, da die Welt der Begriffe entlarvt ist, durch eine Art unendlich iterierende Aufhebung der Sprache oder direkt durch sprachlose Mystik die Schätze in ihrer Seele zu heben. Interessanter für eine Auseinandersetzung ist die zweite Variante, die z.B. durch den frühen Wittgenstein, genauer durch dessen vielhundertfach wiederholtes Diktum repräsentiert ist: »*Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt*«. ⁹ Das ist natürlich Unsinn, jedenfalls wenn der Satz mit dramatisch-schicksalhafterm Unterton zitiert wird, als bedeute er so etwas wie die Einkerkelung der Seele in die Entfremdung der Sprache. Hinzudenken muss man vielmehr, dass diese Grenzen sich im Gegensatz zu Kerkermauern jederzeit verschieben lassen – und dann wird die Aussage eher trivial: Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Sprache. Ins Aktive gewendet wird die Auffassung denn auch von Nelson Goodman, der die sprachliche Welterzeugung auf eine Pluralität von Welten ausdehnt. Aber sein Dekret »Wir können zwar Wörter ohne eine Welt

8 Typisch für die ausbeuterische Art des Umgangs mit Nietzsche ist Bolz: Geschichte des Scheins. Er zitiert aus fünf verschiedenen Werkausgaben, immer »korrekt« mit Angabe von Band und Seite, aber kaum je mit Werktitel, so dass es ein eigenes Forschungsunternehmen wäre, wenn man die jeweiligen Zitatkontexte und damit die entsprechende Argumentation aufsuchen wollte.

9 Satz 5.6 des *Tractatus logico-philosophicus*.

haben, aber keine Welt ohne Wörter oder andere Symbole« ist gleichfalls nur als Tautologie zu ertragen.¹⁰ Der Panlinguismus Wittgensteins wie Goodmans fordert im Umkehrschluss, dass es außerhalb der Sprache überhaupt keine Welt gibt. Was machen dann die armen Tiere, die keine Sprache haben; haben sie keine Welt? Nach alter Idealistenweise wird auch hier die Welt aus der Idee/Sprache gezeugt. – Gewiss ist die Sprache von großer Bedeutung für unsere Orientierung und unser Verhalten. Und dass wir das von Sprache Verschnürte als unsere ›Welt‹ bezeichnen, hat gute Gründe: Es ist die Vergegenständlichungsleistung der Sprache, die es uns ermöglicht, sozusagen Weltkonserven (und zwar, durchaus im Sinne Goodmans, eine Vielzahl davon) herzustellen. Aber eine Welt haben auch der Nacktmull und die Zecke. Dabei wäre anzusetzen, wenn man den darwinistischen Ansatz fortführen möchte. Da wäre dann die sprachlich konstruierte ›Welt‹ in der Tat erklärbar als ein Instrument, mittels dessen diese spezielle Art in ihrer speziellen ökologischen Nische überlebt. Eben im Sinne jener (natürlich vom üblichen Wehklagen durchsetzten) Bestimmung, die Nietzsche vom menschlichen Intellekt gegeben hat: Dieser sei »gerade nur [!] als Hilfsmittel den unglücklichsten, delikatesten, vergänglichsten Wesen beigegeben [...], um sie eine Minute im Dasein festzuhalten, aus dem sie sonst, ohne jene Beigabe, so schnell wie Lessings Sohn zu flüchten allen Grund hätten.«¹¹

Es besteht eine gewisse Hoffnung, dass das Forschungsprogramm, das in der instrumentalistischen Position steckt, realisiert werden kann, und zwar durch einen neuen Ansatz der evolutionären Erklärung menschlichen Verhaltens, der besonders in den USA unter dem Namen einer ›Evolutionären Psychologie‹¹² von sich reden macht, sich keinen Deut um die ›alten Paläste‹ der Philosophie schert und wenigstens dadurch vielleicht vor einigen Irrwegen der Vergangenheit bewahrt bleibt (vielleicht sich auch neue einhandelt).

Da sind die drei ›Wahrheitstheorien‹ denn recht gut unterzubringen. Allerdings handelt es sich dann nicht so sehr um drei Definitionen der Wahrheit, sondern um drei Gruppen von Motiven, aus denen die Menschen Aussagen für wahr oder plausibel halten (und insgesamt ist es weniger eine Unternehmung der Begründung als eine der Erklärung). So ist die Auffassung von der Korrespondenz von Aussagen und Tatsachen wahrscheinlich evolutionär tief in uns verankert: Unser kognitiver Apparat hat

10 Goodman: Welterzeugung, S. 19.

11 Nietzsche: Wahrheit, S. 309.

12 Einen Überblick bietet jetzt Buss: Psychologie. Fruchtbare für die Erhellung menschlicher Kognitionen erscheinen mir die Beiträge von John Tooby und Leda Cosmides (s.u.). Die Hauptthesen sind in einem ›Primer‹ zusammengefasst: Cosmides / Tooby: Psychology.

sich im Laufe der Evolution so entwickelt, dass er uns ein für die Reproduktion hinreichend langes Leben ermöglicht, und das heißt: Er ist hinreichend gut an die Umwelt angepasst, in der wir uns bewegen. Ob man dieses Passen als Erkenntnis oder gar als Wahrheit bezeichnet, ist eher nebensächlich. Das Problem, wie der Hiatus zwischen Aussagen und Tatsachen überbrückt werden kann, ist jedenfalls auf dieser Ebene leicht zu lösen: Die Brücke zwischen Aussagen und Tatsachen besteht in *Handlungen* (wozu natürlich auch Nichthandlungen zählen) und ihren Folgen. Aussagen haben die Funktion, Informationen über die Umwelt zu konservieren und zu transportieren, damit man in dieser Umwelt erfolgreich handeln kann. Ist eine solche Information falsch, dann führt das zu unangepasstem Handeln. Unangepasstes Handeln aber tut in irgendeiner Weise weh; wir werden deshalb im Falle einer Schmerz-Meldung unseren Informationspool so umzubauen versuchen, dass es beim Handeln nicht mehr weh tut (oder aus der Evolution verschwinden). Als wissenschaftlich ausgearbeitete Methode nennt man das dann Falsifikation.

Da wir aber Beobachtungen immer schon im Lichte von Erwartungen/Theorien durchführen, spielt auch das Moment der Kohärenz eine große Rolle. Das liegt nicht nur daran, dass unser kognitives System autopoietisch strukturiert ist, d.h. Neues nur als Bestätigung oder Irritation des Alten verarbeitet, sondern hat auch große Bedeutung für die praktische Orientierung. Da wird es dann sinnvoll sein, immer wieder Konsistenz- oder Kohärenzproben durchzuführen. Denn widersprüchliche Informationen sind instrumentell wertlos. Das ist die evolutionäre Wurzel unserer Neigung, kohärenten Informationen mehr zu trauen als inkohärenten (Kohärenztheorie). Und selbstverständlich ist es auch nützlich, die Erfahrungen unserer Mitmenschen zu Rate zu ziehen, unser Wissen mit ihrem Wissen abzugleichen, es gemeinsam zu nutzen und zum Zwecke gemeinsamen Handelns gemeinsame Wissensbestände zu pflegen (Konsensstheorie). Alle drei ›Theorien‹ bezeichnen Tendenzen, denen evolutiver Nutzen unterstellt werden kann und von denen man deshalb mit guten Gründen annehmen kann, dass sie uns angeboren sind. Tierfreunde werden uns überdies darauf hinweisen, dass auch viele Tiere aus Schaden klug werden und zumindest ansatzweise auch Informationen austauschen. Schwierigkeiten dürfte allerdings der Nachweis eines Bedürfnisses nach Kohärenz bereiten, und sei's auch nur aus technischen Gründen.¹³

Aber wie dem auch sei: Es kommt beim Menschen als wesentliches Moment die Sprache hinzu und damit die Möglichkeit, Wissen zu verge-

13 Es müsste dafür ja der Nachweis erbracht werden, dass *heterogene* Wissensbestände auf Kompatibilität geprüft werden, und das geht wohl nur, wenn man ein Vergegenständlichungsmedium hat.

genständlichen.¹⁴ Das ist eine recht ambivalente Gabe der Evolution. Ihr verdanken wir z.B. eine Fülle falscher Vergegenständlichungen, die Vorstellung, dass Fiktion oder Realität oder Wahrheit und vieles andere etwas sei, dem Dingcharakter zukommt. Aber aufs Ganze gesehen waren solche Vergegenständlichungen höchst nützlich. Ihnen verdankt die Art *homo sapiens* wahrscheinlich ihren immensen evolutionären Erfolg. Sie ermöglichen es, Allgemeinbegriffe zu bilden und über Nichtanwesendes zu reden, d.h. z.B. Botschafter auszusenden, die uns mitteilen können, dass drei Tagereisen weiter eine Herde fetter Antilopen weidet, oder das Wissen zu verwalten, wann im Jahr die Rentiere kommen, oder Geschichten von Gott und seinen Heiligen oder den zwölf Kategorien zu erzählen, ja sogar über die Richtigkeit dieser Geschichten zu streiten.

3. Diskurs, Argumentation – Metainformation

Es kommt hier etwas zum Zuge, was man mit aller Vorsicht doch als eine spezifisch menschliche Fähigkeit ansehen kann. Zur Beschreibung dieses »Etwas« greife ich noch einmal auf die philosophischen »Wahrheitstheorien« zurück, und zwar auf eine, die man Redundanztheorie nennt.¹⁵ Sie besagt, dass man auf den Begriff der Wahrheit eigentlich ganz verzichten kann, weil er redundant sei. Wenn ich sage »Der Schnee ist weiß« ist wahr, sage ich ja nicht mehr als wenn ich sage »Der Schnee ist weiß«. Also wozu der Umstand? In der Tat könnte man auf dieses Ist-wahr-Tagging verzichten, wenn es nur um den Austausch wahrer Informationen ginge. Beim Informationsaustausch zwischen Tieren dürfte das so sein.¹⁶ Kaum als redundant wird man aber das Urteil »ist wahr« bei Sätzen vom Typus »Einsteins Theorie ist wahr« oder »Der Zeuge sagt die Unwahrheit« einstufen. Es gibt offenbar eine sehr relevante Klasse von Aussagen, die ihrerseits zu Gegenständen von Aussagen über ihre Wahrheit gemacht werden können.

Ich setze noch einmal beim Philosophendisput an. Ich mache mir dabei den Spaß, Habermas und Popper zusammenzuspannen, denn tatsächlich stehen sie einander in vieler Hinsicht näher, als sie und ihre Anhänger dachten. In einem weiteren Schritt werde ich ihre Position dann in der der

14 Eibl: Vergegenständlichung.

15 Z.B. bei Habermas: Wahrheitstheorien, S. 215, ohne Nennung eines Autors. Genannt wird gelegentlich Frank Plumpton Ramsey (ein Text in Skirbekk: Wahrheitstheorien, S. 244f., »Tatsachen und Propositionen«). Ich habe den Eindruck, dass diese Position von kaum jemandem ernsthaft vertreten wird, aber ein ganz praktischer Dummy ist.

16 Vgl. aber Sommer: Lüge. Nach Sommers Belegen werden von Tieren zwar falsche Informationen gegeben, aber es wird nicht über die Richtigkeit diskutiert.

beiden theoretisch raffiniertesten Vertreter der evolutionären Psychologie, John Tooby und Leda Cosmides,¹⁷ nun ja: aufheben.

Habermas ist ein Vertreter der Konsensus-Theorie der Wahrheit. Das Gespräch über die Geltung von Aussagen heißt bei ihm »Diskurs«. Für Habermas steht dabei das Ideal einer herrschaftsfreien Kommunikationsgemeinschaft im Vordergrund, in der die verschiedenen Positionen ihre Auffassungen mit Gründen zu rechtfertigen versuchen. Der Konsensus verdankt sich also nicht dem Zufall, sondern ist »begründeter Konsensus«.¹⁸ Da Habermas jedoch seine binnensprachliche Perspektive nicht verlässt und nach Philosophenart nach Begründungen sucht, statt nach Erklärungen, gerät er in eine widersprüchliche Lage. Auch der Diskurs muss sich ja an Wahrheit orientieren, wenn er nicht zu zufälligen Ergebnissen führen soll, und das heißt, er setzt die Wahrheit bereits voraus, die er erst begründen will. Um diesem Zirkel zu entgehen, setzt Habermas auf eine letztlich ethische Qualität, nämlich die »rationale Motivation«.¹⁹ Wenn das keine bloße Gesinnungsqualität sein soll, gerät er damit allerdings in den anderen Zirkel, den der Normbegründung durch Norm. Da wir hier freilich nicht dem philosophischen Begründungsideal anhängen, ist das Habermassche Dilemma eher ein Beleg dafür, dass wir gar nicht anders *können* als Wahrheit (hier nur zu verstehen als die Summe der Wahrheiten) konsensuell zu konzipieren, wenn sie denn irgendwie mit Handeln verbunden bleiben soll. Man kann dieses »Nicht-anders-Können« mit Habermas und mehr noch mit Apel transzendental bestimmen, aber man kann es auch biologisch erklären. Handeln von Menschen ist dann immer durch sprachliche Weltentwürfe geleitet, die nicht anders als konsensuell konzipiert sein können.

Karl Raimund Poppers Erkenntnislehre markiert zwar scheinbar das Gegenteil von Habermas' Position, nämlich die Korrespondenz-Theorie, aber es gibt bei ihm eine Position, die dem Habermasschen Diskurs ganz ähnlich ist: die Argumentation.²⁰ Popper schließt dabei an Karl Bühlers Organon-Modell der Sprache an. Bühler hatte drei Grundfunktionen der Sprache unterschieden: Kundgabe, Appell, Darstellung. Für Popper sind die ersten beiden Funktionen (er nennt sie die »expressive« und die »Signalfunktion«) charakteristisch für Tiersprachen, während er die dritte, die deskriptive Funktion, für ein menschliches Spezifikum hält.²¹ Er fügt die-

17 Cosmides / Tooby: Source, sowie Tooby / Cosmides: Beauty.

18 Habermas: Wahrheitstheorien, S. 239.

19 Ebd., S. 240.

20 Popper: Erkenntnis, z.B. S. 137ff.

21 Unter evolutionärem Aspekt würde ich allerdings etwas anders konzipieren: Tiersprachen enthalten auch Darstellungsmomente, sind insofern »trifunktional«. Das menschliche Spezifikum ist nicht die Darstellungsdimension, sondern deren *Ausdifferenzierung*,

sen Funktionen jedoch noch eine vierte hinzu, die *argumentative*, die es uns ermöglicht, deskriptive Aussagen zum Gegenstand der Rede zu machen und sie zu kritisieren. Auch hier geht es also um eine Metaebene, auf der Geltungsfragen verhandelt werden.

Beide, Habermas wie Popper, argumentieren philosophisch und stehen damit vor dem Problem, wie man sich die Begründung von Entscheidungen auf dieser Metaebene denn nun vorzustellen hat. Muss über die Metaebene dann noch eine Metaebene gelegt werden usw.? Habermas stößt bis zu der These vor, dass die letzte Metasprache dann doch die Umgangssprache sei. Für Popper ist das Prinzip der kritischen Prüfung immer mit der (möglichen) Konfrontation mit empirischen Basissätzen verbunden. Beide nähern sich damit der Auffassung, dass die letzte Instanz in der Lebenswelt, im praktischen Handeln zu suchen sei. Aber sie haben zu große Vorbehalte gegenüber einer instrumentalistischen Position, um eine biologische Lösung anzustreben.

Eine solche biologische Erklärung können wir bei den Evolutionären Psychologen John Tooby und Leda Cosmides finden. Sie operieren, vielleicht nicht ganz glücklich, mit dem Begriff der Metarepräsentation. Repräsentation wäre das, was im Sinne Bühlers durch die Darstellungs- oder Deskriptionsfunktion der Sprache geleistet wird, nämlich die Vergegenständlichung von Gedanken, Wahrnehmungen usw. durch sprachliche Fixierung.²² Das ist die Voraussetzung aller Weltkonserven. Es ist natürlich auch die Voraussetzung unangemessener Verdinglichungen, wie sie oben schon angesprochen wurden. Aber das wiegt anscheinend wenig gegenüber den Vorteilen, die dadurch für die Kommunikation gewonnen werden können, dass man auch über Nichtanwesendes kommunizieren kann, über Vergangenes, Zukünftiges, Fernes, Abstraktes. Die Pointe der Metarepräsentation besteht nun darin, dass Informationen auf der Ebene der Repräsentation mit zusätzlichen Metainformationen versehen werden können, die es erlauben, ihren Geltungsbereich näher zu bestimmen. Während also Habermas und Popper die Metaebene benötigen, um kritische Auseinandersetzungen über Wahrheit und Falschheit von Propositionen der Darstellungsebene zu ermöglichen, wird die wahr/falsch-Dichotomie hier um weitere, sehr viel differenziertere Arten der Geltungszuweisung bereichert. Deshalb lasse ich den Begriff der Metarepräsentation jetzt weg, auch die Raummetapher einer Meta-Ebene mit all den Fallen, die in einer solchen Metaphorik stecken, und spreche nur noch von

die es dann ermöglicht, über Deskriptionen zu diskutieren. Vgl. Eibl: *Animal poeta*, S. 224ff.

22 Ich habe das ausführlich dargelegt in Eibl: *Vergegenständlichung*, ferner in Eibl: *Animal poeta*, S. 232ff.

Metainformationen, um hervorzuheben, dass diese durchaus auch punktuellen Charakter besitzen können.

Die Metainformationen erlauben es, sehr produktiv mit Informationen umzugehen, die nur für einen bestimmten Raum oder eine bestimmte Zeit oder unter bestimmten Bedingungen gelten. Sie erlauben ferner, statistische Informationen hinzuzufügen, aus denen Grade der Zuverlässigkeit hervorgehen (Modalitäten wie »sicher«, »wahrscheinlich«, »vielleicht«), ferner Quellenangaben, die einer Information unterschiedliche Grade der Verbürgtheit zuweisen. Ein ungemein produktiver Musterfall ist z.B. die Erklärung von Handlungen in fremden Zeiten oder Kulturen aus den fremden Überzeugungen, wie es von Geschichtswissenschaft und Ethnologie, jedoch auch im Alltag betrieben wird. Weshalb haben die deutschen Kaiser immer wieder die Tortur auf sich genommen, sich in Rom krönen zu lassen? Weshalb hat Othello Desdemona ermordet? Es ist die Kenntnis fremder Überzeugungen, die uns eine Erklärung dieser Verhaltensweisen erlaubt (und es gibt natürlich auch immer wieder das problematische hermeneutische Verfahren, dass diese fremden Überzeugungen als Sinnressourcen mit den eigenen »verschmolzen« werden). Doch auch unser eigenes Verhalten wird von solchen Geltungseinschränkungen geregelt, wenn wir unser Handeln auf wechselnde Umstände einstellen. Hierin liegt die eigentlich menschen-spezifische Fähigkeit, die für die immense Erfolgsgeschichte unserer Art verantwortlich ist, die Fähigkeit nämlich, einen riesigen Vorrat an (ganz unterschiedlich) bedingt »wahren« Informationen zu verwalten.

Durch Metainformationen vom Typus »Dies ist Spiel« oder »Dies ist ein Gedankenexperiment«, wird ein weiterer Formulierungsbereich geschaffen, in dem hypothetische und kontrafaktische Annahmen durchgespielt, Vermutungen über mögliche Folgen von Handlungen unter hypothetischen Bedingungen angestellt werden und sehr differenzierte Planungen vorgenommen werden können für den Fall, dass die Bedingung A oder aber die Bedingung B eintritt. Informationen können auf diese Weise von aktuellen Handlungsnotwendigkeiten abgekoppelt und im Sinne einer Vorratshaltung für Handlungsoptionen schematisiert werden. Zur Veranschaulichung bediene ich mich nun doch der Raummetaphorik: Man könnte zur Illustration von einem Quarantäne-Raum, einem Puffer-Raum, mentalen Experimentier-Raum, Gedankenlabor usw. sprechen. In jedem Falle werden Elemente unseres semantischen Gedächtnisses von direkten Anwendungslasten und damit von der Pflicht, sich in aktuellen Handlungen als »wahr« zu erweisen, zeitweise suspendiert.

Es dürfte deutlich geworden sein: Hierher gehört auch das, was wir »Fiktion« nennen. Das ist freilich kein eigener dinghafter Bestand, den man als »das Fiktionale« oder auch als »das Imaginäre« zu bezeichnen hätte. Viel-

mehr sollten wir strikt daran festhalten, dass Fiktionalität eine Eigenschaft der *Rede* ist, genauer ein Modus der Beziehung von Rede und Sache, in der grammatischen Ordnung vergleichbar dem Indikativ, Konjunktiv, Imperativ, Optativ, Jussiv, Konditional, Suppositiv ... Durch Modi, so sagt die Grammatik, werde die subjektive Stellungnahme des Sprechers zur Satzaussage ausgedrückt, d.h. die Modi geben Metainformationen zur Aussage. Damit wird deutlich, dass das unter »Diskurs« oder »Argumentation« oder »Meta-repräsentation« gefasste Verhältnis von Information und Metainformation generell unter dem grammatischen Begriff des Modus gefasst werden kann. Das übersteigt natürlich die bloßen Flexionsformen bei weitem, geht über die Modalverben zu kleinen sprachlichen Unregelmäßigkeiten, wie sie als Zeichen des Epischen Präteritums gelten (»Morgen fuhr sein Zug ab«), hinaus zu weit allgemeineren semantischen Markern bis hin zu nichtverbalen Äußerungen wie einem Augenzwinkern oder dem bei amerikanischen Kollegen gebräuchlichen putzigen Brauch, beidhändig Anführungszeichen in die Luft zu hängen, bis hin zu institutionellen Vorkehrungen, die besagen: »Dies ist Theater. Ob auf diese Weise fremde Rede markiert und zur Disposition überlegenen Nachdenkens gestellt wird, ob die Rede ironisch oder metaphorisch oder eben fiktional wird: Immer wird durch das Hinzufügen einer Ebene der Metainformation die Information selbst in den Status der Uneigentlichkeit gerückt.

4. Metainformation, Fiktion, ästhetische Lust

Die Technik des Abkoppeln von Informationen durch Metainformationen ist schon aus dem Tierreich bekannt: Die Spielaufforderung des Hundes oder des Papageis, das Spielgesicht des Schimpansen (eine Frühform unseres Lächelns) sind bekannte Beispiele dafür. Die Metainformation lautet da allemal: »Dies ist Spiel«. Aber das sind nur Ansätze, an denen die Evolution »weiterarbeiten« konnte. Differenziertere Stellungnahmen wie »Das glaube ich nicht« oder »Nimm das nicht allzu wörtlich« bleiben dem Menschen vorbehalten. Gar das Abwägen zweier widersprüchlicher Auffassungen oder die Vorratshaltung von Wissen mit begrenztem Gültigkeitsbereich, die Möglichkeit, Propositionen so zu markieren, dass sie intakt bleiben, aber gleichwohl nicht blindlings als handlungsrelevante Informationen verwendet werden, gibt der Menschenart eine immense Überlegenheit gegenüber allen Konkurrenten in wechselnden Milieus. Mein Lieblingsbeispiel dafür: Die Familie der Ameisen braucht nicht weniger als 12.000 hochspezialisierte Arten, um die ganze Welt zu besiedeln, der *homo sapiens sapiens* hingegen schafft das mit nur einer. Ursache dafür ist die Möglichkeit, bedingt wahre Annahmen zu verwalten und damit eine immense Breite

exosomatisch verankerter Anpassungsmöglichkeiten zu erwerben. Verantwortlich dafür ist gewiss die Sprache, genauer, die mit der Sprache entstandene Fähigkeit zur Vergegenständlichung von Wissen, die es überhaupt möglich macht, eine derartige Wissensregie zu führen.

Es sollte nun, nach der Einfügung in ein allgemeines anthropologisches Rahmenkonzept, möglich sein, erneut zu differenzieren und die zwischen- durch eher locker und zu Illustrationszwecken hingestreuten Zusammenhänge des Einsatzes von Metainformationen in eine systematischere Form zu bringen und dabei auch der Fiktionalität einen präziseren Platz zuzuweisen. Natürlich wären dabei in hohem Maße historisch-kulturelle Faktoren zu berücksichtigen. Es ist z.B. nicht selbstverständlich, dass seit etwa 500 Jahren das Prinzip der kritischen Prüfung eine so rasante Karriere gemacht hat oder dass das Prinzip der Ironie, das vor 200 Jahren noch Entdeckung einer Avantgarde war, heute fast schon vulgär wirkt.

Ich will vielmehr die hier anberaumte Dimension der Erklärung aus anthropologischen Basisdispositionen noch etwas weiterführen. Wenn wir den kulturellen Phänotyp einer solchen Disposition beobachten, haben wir es ja nicht nur mit seinen kulturellen Modifikationen zu tun, sondern auch mit zuweilen durchaus wechselnden Kombinationen und Folgephänomenen von Dispositionen. Genauer gefragt: Wie ließe sich unser geläufiger Begriff der Fiktionalität nun näher bestimmen, im Unterschied zu Ironie, Metaphorik, Scherz, Sachstreit und tausend anderen Manifestationen der Rede mit Elementen der Metainformation? Ich stelle dabei keineswegs den Anspruch, eine gültige Bestimmung von »Fiktionalität« zu liefern. »Fiktionalität« ist ein Alltagsbegriff und es wäre wieder einmal eines der idealistischen Missverständnisse, wenn man aus dem Vorhandensein eines Begriffs schliesse, es müsse auch eine Sache geben, die er eineindeutig repräsentiert, quasi seitdem der Schöpfer uns in die Geheimnisse seiner Namengebung eingeweiht hat.

Was also assoziieren wir mit dem Begriff der »Fiktion«? Es ist in aller Regel etwas, das wir als »Erzählung« bezeichnen können, in dem Sinne, in dem ich diesen Begriff einmal zu definieren versucht habe: Als *Repräsentation einer nicht-zufälligen Ereignisfolge*.²³ Labov/Waletzky hatten Erzählen bestimmt als »eine Methode [...], vergangene Erfahrung dadurch zu rekapitulieren, dass eine verbale Folge von Teilsätzen auf die Ereignisfolge, die tatsächlich stattgefunden hat, bezogen wird.«²⁴ Ich weiche davon ab, weil Labov/Waletzky's Definition erfundene Ereignisfolgen und nichtverbale Darstellungen ausschließt. Unter dem Aspekt der Paläoanthropologie aber bezeichnet die Labov/Waletzky-Definition sicherlich den historischen Kernbereich

23 Eibl: *Animal poeta*, S. 255, als Modifikation der Definition von Labov/Waletzky.

24 Labov / Waletzky: *Erzählanalyse*, S. 95.

des Erzählens: Es geht um die Rekapitulation vergangener Erfahrung, und zwar tatsächlicher Erfahrung. Wir dürfen annehmen, dass es sich hier um die ursprüngliche überlebenspraktische Funktion des Erzählens handelt, nämlich um das Fixieren von Erfahrungen, die in Form von Erzählungen gespeichert und weitergegeben werden. Das kann sogar noch bei Erzählungen der Gegenwart beobachtet werden, die von Belehrungsabsichten geleitet sind oder mit belehrenden Absichten interpretiert werden. Da ist es dann ziemlich gleichgültig, ob und in welchem Umfang die Inhalte erfunden sind. Denn die Geschichten werden ja deshalb erzählt, weil in ihnen, Wolffisch gesprochen, ein Allgemeines im Besonderen anschauend erkannt werden kann. Entscheidend ist da die Wahrheit dieses Allgemeinen. Das Besondere entzieht sich ohnedies häufig der Autopsie, wenn es in der Vergangenheit liegt oder in weiter Ferne. Allerdings ist das auch eine Quelle des Missverständnisses und der Manipulation. Unternehmer erzählen Geschichten von faulen Arbeitslosen, Gewerkschafter erzählen Geschichten von ausgebeuteten Arbeitnehmern. Beider Geschichten mögen erfunden oder wahr sein – entscheidend ist, dass sie als typisch ausgegeben werden. Ähnlich dürften schon die Geschichten unserer Vorfahren immer auch interessegeleitet gewesen sein.²⁵ Aber solche manipulatorischen Effekte sind natürlich nur denkbar vor dem Hintergrund des »ehrlichen« Erzählens, bei dem auf Tatsachen referiert wird.

Gleichwohl gibt es auch das Phänomen einer reinen oder fast reinen Lust am Erzählen und Zuhören, ohne dass die Referentialisierbarkeit eine mehr als bloß punktuelle Rolle spielt. Auch hier gibt es eine bioanthropologische Erklärung. Ich habe sie freilich nun schon so oft dargelegt,²⁶ dass ich sie hier zum Schluss nur noch als Merkposten aufführen möchte. Es ist das, was Cosmides und Tooby als den »*organizational mode*« (Organisationsmodus) unserer Adaptationen bezeichnen. Im Funktionsmodus ist eine Adaptation dann aktiv, wenn sie die Probleme löst, als deren Lösung sie entstanden ist, wenn also z.B. das Sprachsystem Laute zum Zwecke der Kommunikation produziert oder wenn die Laufwerkzeuge zum Verfolgen oder Davonlaufen benutzt werden. Der Organisationsmodus hingegen dient dazu, die Adaptationen auszubauen, sie mit den korrekten Einstellungen, Informationen und Repräsentationen zu versehen und insgesamt eine bessere Organisation zur Ausführung ihrer Funktion zu entwickeln, z.B. Lallen für die Entfaltung eines effektiveren Sprachsystems oder Herumtollen zur körperlichen Ertüchtigung. Hierher gehört der ganze große Bereich des Spiels, der Betätigung von Adaptationen ohne Be-

25 Vgl. hierzu Scalise Sugiyama: Food, sowie speziell zu interessegeleitetem Erzählen Scalise Sugiyama: Origins.

26 U.a. in Eibl: Lustmodus.

zug auf eine reale Zielhandlung, ebenso der nahe verwandte Bereich des Lernens, vielleicht auch der des Träumens. Damit bekommt der obskure ›Spieltrieb‹ eine funktionale Begründung im Organisationsmodus.²⁷ Jeder komplexe Organismus muss sich nach seiner Geburt überhaupt erst einmal fertig bauen, und dieses Fertigbauen geschieht im Organisationsmodus. Beim Menschen hält sich dieser Organisationsmodus offenbar bis ans Lebensende durch, weil er wegen der höchst komplexen und heterogenen Struktur des menschlichen Gehirns auch nach der Fertigstellung zu Instandhaltungs- und Reparaturaufgaben benötigt wird.

Betätigung im Organisationsmodus kostet Energie, bringt aber im Augenblick der Betätigung nichts ein. Mit dem Hinweis auf den ultimativen Nutzen, dass man nämlich die entsprechenden Fertigkeiten später einmal, ›im Leben‹, gebrauchen kann, bringt man schon Menschenkinder schwer in Bewegung, und Tiere haben für solch längerfristige Planungen erst recht keinen Sinn. Zum Organisationsmodus gehört deshalb unabdingbar die intrinsische Belohnung des momentanen Verhaltens – das ist die *Lust*. Cosmides/Tooby sprechen, fürs deutsche Geisteswissenschaftlerohr in einem etwas provokativ weiten Sinn, auch von ›Aesthetics‹: Es gibt offenbar eine evolutionär entstandene adaptive Schaltung in unserem endokrinen Belohnungssystem, die bestimmte proximat zweckfreie Betätigungen mit Lust belohnt. – Das gilt auch für das Geschichtenerzählen. Es ist offenbar eine uralanfängliche Neigung, anzusiedeln bereits bei den ersten sprachlichen Äußerungen darstellend-vergegenständlichender Art, und schon diese ersten Anfänge wurden befestigt und ausgebaut durch Geschichten, die sich immer wieder einmal vom tatsächlichen Hergang der Handlung augenzwinkernd entfernten, dann wieder eingeholt wurden, markiert durch die Spielgesichter und das schallende Gelächter der Erzählenden und der Zuhörenden.

Drei Dispositionen aus alter Zeit wirken also zusammen bei dem, was wir gemeinhin Fiktion nennen: Die Fähigkeit, Informationen durch Metainformationen zu relativieren, u.U. bis zur Nullstufe, ferner die Fähigkeit, Sachverhalte in eine narrative Ordnung zu bringen, und schließlich die intrinsische Belohnung, die aus der ›zweckfreien‹ Betätigung dieser beiden Fähigkeiten erwächst. Die biologischen Funktionen dieser drei Dispositionen sollten klar geworden sein. Die kulturellen Funktionen, die die Fiktionen wahrnehmen können, sind ein anderes Thema.

27 Diese ›Einübungs-Theorie‹ ist natürlich nicht grundsätzlich neu. Ich verweise dazu nur auf die noch immer lesenswerten Bücher von Karl Groos.

Bibliographie

- Bolz, Norbert: Eine kurze Geschichte des Scheins. 2., unveränd. Aufl. München 1992.
- Buss, David M.: Evolutionäre Psychologie. 2., akt. Aufl. München u.a. 2004.
- Cosmides, Leda / John Tooby: Evolutionary Psychology: A Primer (1997)
<<http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/primer.html>> (15.02.2007).
- Cosmides, Leda / John Tooby: Consider the Source. The Evolution of Adaptations for Decoupling and Metarepresentations. In: Dan Sperber (Hg.): Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective. New York 2000, S. 53-116.
- Eibl, Karl: Adaptationen im Lustmodus. Ein übersehener Evolutionsfaktor. In: Rüdiger Zymner / Manfred Engel (Hg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder. Paderborn 2003, S. 30-48.
- Eibl, Karl: Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie. Paderborn 2004.
- Eibl, Karl: Vergegenständlichung. Über die kulturstiftende Leistung der Menschensprache. In: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martínez / Simone Winko (Hg.): Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte. Berlin, New York 2003, S. 566-590.
- Goodman, Nelson: Weisen der Welterzeugung. Frankfurt/M. 1990.
- Groos, Karl: Die Spiele der Tiere [1896]. 3., umgearb. Aufl. Stuttgart 1930.
- Groos, Karl: Die Spiele der Menschen [1899]. Hildesheim, New York 1973.
- Habermas, Jürgen: Wahrheitstheorien. In: Helmut Fahrenbach (Hg.): Wirklichkeit und Reflexion. Pfullingen 1973, S. 211-266.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Hg. von Bernhard Lakebrink. Stuttgart 1970.
- James, William: Der Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethode [1907]. Übers. von Wilhelm Jerusalem. Mit einer Einleitung hg. von Klaus Oehler. 2. Aufl., mit neuen bibliogr. Hinweisen. Hamburg 1994.
- Labov, William / Joshua Waletzky: Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Jens Ihwe (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 2. Frankfurt/M. 1973, S. 78-142 (Erstdruck u.d.T. »Narrative Analysis«, 1967).
- Mach, Ernst: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. Jena 1886.
- Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde. Stuttgart 1901/1902.
- Nietzsche, Friedrich: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn. In: F.N.: Werke in drei Bänden. Hg. von Karl Schlechta. Bd. 3. München 1966, S. 309-322.
- Popper, Karl Raimund: Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf. Hamburg 1973.
- Sandbothe, Mike (Hg.): Die Renaissance des Pragmatismus. Aktuelle Verflechtungen zwischen analytischer und kontinentaler Philosophie. Weilerswist 2000.
- Scalise Sugiyama, Michelle: Food, Foragers, and Folklore. The Role of Narrative in Human Subsistence. In: Evolution and Human Behavior 22 (2001), S. 221-240.
- Scalise Sugiyama, Michelle: On the Origins of Narrative. Storyteller Bias as a Fitness-Enhancing Strategy. In: Human Nature 7 (1996), S. 403-425.
- Skirbekk, Gunnar (Hg.): Wahrheitstheorien. Eine Auswahl aus den Diskussionen um die Wahrheit im 20. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1977.
- Sommer, Volker: Lob der Lüge. Täuschung und Selbstbetrug bei Tier und Mensch. München 1992.
- Tarski, Alfred: Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundlagen der Semantik. In: Gunnar Skirbekk (Hg.): Wahrheitstheorien. Eine Auswahl aus den Diskussionen um die Wahrheit im 20. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1977, S. 140-188.

- Tooby, John / Leda Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds? Toward an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction and the Arts. In: *SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism* 30/1-2, Special Issue: On the Origin of Fictions (2001), S. 6-25. (Dieser Aufsatz in deutscher Übersetzung in: Uta Klein / Katja Mellmann / Steffanie Metzger (Hg.): *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*. Paderborn 2006, S. 217-244).
- Vaihinger, Hans: *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus*. Berlin 1911.
- Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung* [1921]. Frankfurt/M. 1963.
- [Zedler, Johann Heinrich]: *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*. 64 Bde. Halle, Leipzig 1732-1750.
- Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin 2001.

Die vorstehenden Überlegungen wurden weitergeführt und in einen größeren Zusammenhang integriert in:

- Eibl, Karl: *Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive*. Frankfurt/M. 2009.